

Hollinworth Hall, Northamptonshire, England

Rebecca Seabrooke musste den Brief in ihrer Hand nicht öffnen, um zu wissen, was sich darin befand: das jährliche Stellenangebot des National Trusts, der englischen Gesellschaft zum Schutz des historischen Erbes. Sie boten ihr mehr Geld, als sie jemals in dem privaten Herrenhaus verdienen würde, in dem sie jetzt arbeitete. Mehr Ansehen. Vielleicht sogar die freie Wahl eines Standorts, da so viele historische Gebäude im Land dem Trust gehörten.

Sie sollte ihrem Vater wirklich eine E-Mail schreiben und ihn bitten, nicht noch mehr Briefmarken dafür zu verschwenden, ihr diese Angebote zu schicken. Ungeachtet dessen, was zumindest ein Mitglied der Familie Hollinworth von ihrer Arbeit hier hielt, war Rebecca davon überzeugt, dass das Herrenhaus den vielen Anwesen, die der Trust sein Eigen nannte, in nichts nachstand.

Sie legte den Brief beiseite und wandte sich ihrem vollen Kalender zu. Da sich ihre Kollegin, die normalerweise für die Führungen durch Haus und Gärten zuständig war, vorübergehend eine Familienauszeit genommen hatte, musste sich Rebecca neben ihren Terminen mit Geschäftspartnern und Bräuten, die das Anwesen für Hochzeiten und Bankette buchen wollten, auch noch darum kümmern.

Aber nichts von alledem bereitete Rebecca an diesem Tag Kopfzerbrechen, denn heute würde der Besitzer von Hollinworth Hall in die Privatgemächer zurückkehren, die er im Nordflügel bewohnte. Und sie hatte erst heute Morgen von seiner bevorstehenden Ankunft erfahren.

Trotzdem hatte sie Helen bereits gebeten, dafür zu sorgen, dass seine Räume gelüftet und geputzt wurden. Frische Blumen aus Rebeccas Lieblingsgarten verschönerten jede Nische, und in diesem Augenblick backte Helen das Kräuterbrot, das er am liebsten aß. Rebecca konnte die duftenden Kräuter bis in ihr Büro im zweiten Stock riechen. Da seine Mutter der Lokalzeitung erst vor Kurzem erklärt hatte, sie wolle das Haus für Besucher schließen, wusste Rebecca, dass ihr ein Kampf

bevorstand – und der Sohn, der eigentliche Besitzer des Anwesens, könnte durchaus zum Seil in diesem Tauziehen werden.

Zum Glück hatte sie ihre jugendliche Schwärmerei für ihn überwunden. Bereits ihr Vater hatte für die Familie Hollinworth gearbeitet, und so kannte Rebecca Quentin Hollinworth schon fast ihr ganzes Leben lang. Als sie zwölf und er dreizehn Jahre alt gewesen waren, hatte sie ihn für den gebildetsten und bestaussehendsten Jungen der Welt gehalten. Er war immer noch attraktiv – das wusste sie, obwohl sie ihn nur noch ein- oder zweimal im Jahr sah –, aber sie war erwachsen geworden und hatte ein paar Dinge gelernt. Eine dieser Lektionen war, dass verschiedene Gesellschaftsschichten sich nicht mischen ließen, auch wenn es in England offiziell keine Standesunterschiede mehr gab. Zwar ging Quentin inzwischen nicht mehr mit der Tochter eines Earls aus, aber da war immer noch seine Mutter. Und deren Ansichten über Verbindungen außerhalb der eigenen Gesellschaftsschicht waren wohlbekannt.

Doch Rebecca hatte entschieden zu viel zu tun, um über solche Nebensächlichkeiten nachzudenken. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Computerbildschirm zu und rief ihre E-Mails ab. Die erste Nachricht stammte von einer Studienkollegin, die sich für dieses Wochenende mit ihr in einem Club in London verabreden wollte. Rebecca würde ihr wieder einmal absagen müssen. Während sie die E-Mail überflog, wurde ihr aufs Neue bewusst, dass sie ihre Freunde zwar für deren geschäftiges Stadtleben bewunderte, dass es für sie aber dennoch die richtige Entscheidung gewesen war, hier draußen auf dem Land zu bleiben.

Es dauerte nicht lange, bis ihr Blick wieder vom Bildschirm abschweifte, diesmal, weil sie Autoreifen im Kies knirschen hörte. Quentin Hollinworth war eingetroffen. Sie hörte, wie das Hauswirtschafterehepaar Helen und William Risdon hinausging, um ihn zu Hause willkommen zu heißen.

Unwillkürlich wanderte ihr Blick zu der untersten Schublade ihres Schreibtischs hinunter, wo sie all die Ausschnitte aus den Klatschzeitschriften verstaut hatte, denen sie irgendwie nicht widerstehen konnte. Es war albern von ihr, jeden Artikel aufzuheben, der irgendwie mit der Familie zu tun hatte, deren Anwesen sie verwaltete. Andererseits war es Teil ihrer Arbeit als Verwalterin des Familienerbes, eine Mappe mit Informationen über ihr Leben anzulegen; Bewahrung und Erhaltung

dieser Artikel waren also eher Rebeccas geschichtlichem als ihrem persönlichen Interesse geschuldet. In dieser Schublade verbarg sich Quentin Hollinworths gesamte jüngere Geschichte, von seiner politischen Karriere bis hin zu seiner halb öffentlichen Trennung von Caroline Norleigh. Wann immer Rebecca an Quentin dachte, hatte sie all das im Hinterkopf.

Sie wandte sich wieder ihren E-Mails zu und las die Nachricht eines Lehrers, der vor Kurzem hier gewesen war und Rebecca nun dafür dankte, dass sie durch ihre Führung für zwei Dutzend Kinder das viktorianische Zeitalter hatte lebendig werden lassen. Dies waren Rebeccas Lieblings-E-Mails – denn sie waren ein Beweis dafür, dass ihre Arbeit wichtig war. Falls sie tatsächlich den Featherby-Preis bekämen, könnte sie mehr dafür tun, solche Gruppen nach Hollinworth Hall zu locken. Führungen für Schulklassen brachten längst nicht so viel Geld ein wie Bankette oder Hochzeitsempfänge, aber für Rebecca war die Bildung von Kindern weitaus wichtiger.

„Guten Abend, Rebecca.“

Quentin Hollinworth wirkte selbst vor der mächtigen Eichentür ihres Arbeitszimmers groß und kräftig. Der lässige, leicht knittrige cremefarbene Leinenanzug, der seine dunklen Haare noch dunkler erscheinen ließ, kaschierte seine breiten Schultern nur bedingt.

„Willkommen daheim.“ Schnell wandte Rebecca den Blick ab und rollte mit ihrem Stuhl dichter an den Schreibtisch. Dieses Mahagonimöbelstück war ihre Festungsmauer, hinter der sie sicher war. Es waren beinahe drei Monate vergangen, seit sie das letzte Mal mit Quentin gesprochen hatte. Er vertraute ihr so vollständig, was die Leitung des Hauses betraf, dass er sich nur sehr selten meldete. Wenn es nach ihr ging, würde sich das jedoch ändern müssen. Sie allein könnte niemals beweisen, von welchem unschätzbarem Wert das Anwesen in seiner jetzigen öffentlichen Funktion für die Allgemeinheit war. Dafür brauchte sie seine Hilfe.

„Wie ich sehe, hast du hier wie immer alles eigenhändig am Laufen gehalten.“

„Das war ich nicht allein.“ Rebecca dachte an William und Helen, die auf dem Gelände wohnten und für die meisten Haushaltsdinge zuständig waren. Und an die zahlreichen Mitarbeiter, die an Führungstagen kamen, um eine authentische viktorianische Atmosphäre zu schaf-

fen. Nicht zu vergessen die vielen Putzkräfte und Handwerker, die auf dem Anwesen ein und aus gingen, der Grundstücksverwalter, der sich um die Ernte kümmerte, oder der Gärtner, der zwar im Dorf wohnte, aber den Großteil seines Tages damit beschäftigt war, dafür zu sorgen, dass Hollinworth Hall seinem Ruf, eine der schönsten Gartenanlagen in Großbritannien zu besitzen, gerecht wurde.

„Ohne dich“, sagte Quentin, als er näher trat, „würde das Haus zugrunde gehen, da bin ich mir sicher, egal, wie viele Angestellte es gibt.“

„Und wie geht es deiner Mutter, Quentin?“, bemühte sich Rebecca darum, Konservation zu betreiben. Sie interessierte sich nicht wirklich für seine Mutter, es sei denn, Lady Elise Hollinworth hatte etwas mit seinem Besuch zu tun. Sollte er das Anwesen für die Öffentlichkeit schließen? „Gut, hoffe ich?“

„Ja, es geht ihr gut“, erwiderte er. „Sie verbringt den Sommer im Cottage.“

Rebecca nickte. Entgegen der Bezeichnung handelte es sich bei dem hollinworthschen Landgut, das seine Mutter mit in die Ehe eingebracht hatte, keineswegs um ein malerisches Cottage. Zu dem Anwesen, das nur fünfzehn Kilometer von Hollinworth entfernt lag, gehörten neben einem ausladenden Haupthaus rund sechshundert Hektar Wiesen, Seen und Wälder. Es war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der Familie Hollinworth.

„Die Saison ist gut angelaufen“, sagte Rebecca. „Führungen sind bereits bis in die Zeit vor den nächsten Ferien gebucht worden.“

„Du hast also wie immer alles im Griff, Rebecca. Ich habe übrigens vor, den Großteil des Sommers hier zu verbringen anstatt im Cottage.“

Hier? Den ganzen Sommer? Um zu entscheiden, ob Hollinworth Hall weiterhin der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte oder nicht?

„Ich werde dafür sorgen, dass dich niemand stört.“ Wie ruhig ihre Stimme klang, obwohl das Blut wie verrückt durch ihre Adern pulsierte. „Die Gäste haben natürlich nach wie vor nur Zugang zu den üblichen Teilen des Anwesens, je nachdem, um was für eine Art von Veranstaltung es sich handelt.“ Eine Flut von Gedanken torpedierte ihre Bemühungen, das Gespräch aufrechtzuerhalten. Falls er tatsächlich hier war, um zu überprüfen, wie lukrativ das Geschäft mit dem Tourismus war, dann musste sie ihn davon überzeugen – je eher, desto besser. Wenn er das Haus für die Öffentlichkeit schloss, würde sie

nicht nur einen Job verlieren, den sie gerne machte. Es würde sie ihren Traum kosten.

Quentin ließ sich ihr gegenüber auf einem Stuhl nieder. „Ich zweifle nicht daran, dass du mich gut beschützen wirst.“

Ihre Blicke trafen sich, doch Rebecca sah schnell beiseite. Ihn vor den Besuchern zu schützen, gehörte zu ihren Aufgaben. „Gemeinsam mit der Alarmanlage dürfte ich das hinbekommen, Quentin.“

Als er darauf nichts erwiderte, fragte sie sich, was er wohl dachte. Obwohl sie Quentin Hollinworth seit ihrer Kindheit kannte, hatte sie nicht das Gefühl, ihn wirklich zu kennen. Ihr Großvater war der letzte in einer langen Tradition von Kammerdienern gewesen, die im Dienste von Quentins Vorfahren gestanden hatten. Als Rebeccas Vater alt genug gewesen war, um die Stellung zu übernehmen, waren Kammerdiener längst aus der Mode gekommen. Also hatte ihr Vater die Funktion des Hausverwalters übernommen und war in das Gebäude gezogen, in dem heute William und Helen lebten. Ihr Vater war allerdings nur so lange geblieben, bis er sein Geschichtsstudium abgeschlossen hatte. Dann hatte er beschlossen, die Anstellung bei der Hamilton-Hollinworth-Familie aufzugeben. Da er dadurch mit einer immerhin zwölf Generationen umfassenden Tradition brach, hätte Quentins Vater verärgert reagieren können. Aber er hatte weder Enttäuschung noch Verdruss angesichts der Tatsache gezeigt, dass er nun gezwungen war, jemand vollkommen Fremdes einzustellen. Rückschläge waren im Leben zu erwarten; darin, wie man mit ihnen umging, erwies sich der wahre Charakter eines Mannes.

„Wir sind für den Featherby-Preis für Pädagogik vorgeschlagen worden“, sagte Rebecca schließlich. Das war ihre beste Waffe: eine weitere Auszeichnung, die bewies, dass die Kulturgüter Englands geschätzt und bewahrt anstatt ignoriert, vergessen, verkauft oder im Privatbesitz der Elite versteckt werden sollten.

„Ja, davon habe ich gehört. Man hat mich in meiner Londoner Wohnung benachrichtigt. Das ist allein dein Verdienst, Rebecca. Herzlichen Glückwunsch.“

Sie brachte ein gelassenes Lächeln zustande. „Wir haben noch nicht gewonnen.“

„Wie sagt man so schön? Dabei sein ist alles.“ Er sah sie an. „Das ist übrigens einer der Gründe, warum ich den Sommer über hierbleiben

will. Ich dachte, ich könnte mich nützlich machen, indem ich mit den Juroren spreche oder dir zur Verfügung stehe, falls du wegen irgend-etwas Rat brauchst.“

Erleichterung, Überraschung und Freude durchströmten sie. Unterstützte Quentin etwa ihre Bemühungen, den Featherby-Preis zu erhalten? Wenn er die Auszeichnung wollte, konnte er unmöglich für die Idee seiner Mutter sein, Hollinworth Hall künftig allein für die Familie zu nutzen. Er konnte schließlich nicht genau die Einrichtung schließen, die ihm den Preis überhaupt erst einbringen würde. „Das wäre gut. Ich habe schon überlegt, noch einmal in den Tresorraum zu gehen. Vielleicht sollten wir die Mitarbeiter mit neuen Kostümen ausstatten.“ Rebecca wandte sich ihrem Computerbildschirm zu. „Ich habe die Bestandsliste hier. Wenn du Zeit hast, kannst du sie dir ansehen.“

Er schüttelte den Kopf. „Helen sagte mir, dass du diese Woche jeden Tag Führungen gemacht und dich völlig überarbeitet habest. Kann ich dir einen Tee kommen lassen?“

Einen kurzen Augenblick lang fühlte sie sich in die Vergangenheit zurückversetzt, als sie noch für ihn geschwärmt hatte. Sein erwartungsvoller Blick machte die Sache nicht besser. Sie schüttelte den Kopf. Das war nun wirklich kein guter Zeitpunkt, um alte Gewohnheiten wieder aufleben zu lassen. „Nein, geh ruhig. Ich lese noch meine Mails und arbeite ein paar Dinge auf.“

Quentin erhob sich und war schon fast an der Tür angelangt, als ihr die Betreffzeile einer Nachricht ins Auge fiel.

„Quentin“, sagte sie und klickte auf die E-Mail, „hast du schon mal von einer Organisation namens *Genealogiezentrum des Westens* gehört?“

Er blieb stehen und drehte sich zu ihr um. „Nein, ich glaube nicht. Warum?“

„Ich habe von dieser Organisation eine Mail bekommen mit deinem Namen im Betreff. Soll ich sie vorlesen?“

Er nickte.

„*Sehr geehrter Mr Hollinworth,*
eine amerikanische Familie sucht den Kontakt mit englischen Verwandten, unter anderem Ihnen. Unsere Nachforschungen haben ergeben, dass die Abstammung korrekt ist. Die Familie hat ein Tagebuch in ihrem Besitz, das einer Cosima Escott Hamilton gehörte, einer Vorfahrin von Ihnen, und das für Sie von nostalgischem Interesse sein könnte.“

Rebecca blickte zu Quentin auf. „Weißt du etwas von einem Tagebuch von Cosima Hamilton?“

Quentin schüttelte den Kopf.

„Ich auch nicht.“ Sie wandte sich wieder dem Bildschirm zu und entdeckte den Anhang. „Hier ist ein Stammbaum. Möchtest du ihn sehen?“

Wortlos ging Quentin um den Schreibtisch herum. Als er sich über sie beugte, nahm Rebecca den schwachen Geruch seines Rasierwassers wahr.

„Der Stammbaum stimmt“, sagte er. „Glaube ich jedenfalls, nach dem, was ich von den Porträts in der Galerie noch in Erinnerung habe. Du weißt das wahrscheinlich besser als ich, schließlich schreibst du die Manuskripte für die Führungen und kennst dich mit unserer Familiengeschichte bestens aus.“

„Die Namen sind korrekt, sogar bis zum ersten Viscount. Aber einige erkenne ich nicht wieder – Grayson, Martin. Das ist wahrscheinlich die amerikanische Seite. Außer über die direkte Linie haben wir nicht viele Unterlagen.“

„Eine Schande, dass wir alle solche Snobs sind“, sagte er grinsend. „Was glaubst du? Ist die Sache seriös?“

Sie nickte. „Im Stammbaum sind Cosima Hamiltons vier Kinder aufgeführt. Ich frage mich, ob es etwas in der Familiengeschichte gibt, wovon ich nichts weiß.“

„Das bezweifle ich“, sagte Quentin im Brustton der Überzeugung. Angesichts seines zuversichtlichen Tonfalls musste sie lächeln – er hegte offenbar keinen Zweifel daran, dass sie mehr wusste, als tatsächlich der Fall war.

„Wenn du willst, nehme ich erst einmal Kontakt mit ihnen auf. Nur um sicherzugehen, dass es sich wirklich um Verwandte von dir handelt.“

„Du bist wunderbar, Rebecca. Du beschützt mich wirklich vorzüglich.“

Sie betrachtete den Stammbaum und überlegte gleichzeitig, warum er schon wieder dieses Wort gebraucht hatte. Eine Bemerkung über ihre Beschützerfunktion sollte nicht spöttisch klingen; schließlich wurde sie genau dafür bezahlt – von Quentin selbst. „Ich bezweifle, dass dieser Stammbaum eine Fälschung ist. Dafür ist er zu genau.“

„Ich habe eine Idee“, sagte Quentin und richtete sich auf. „Da du behauptest, keinen Tee zu brauchen, könnten wir doch jetzt gleich in den Tresorraum gehen, oder? Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendwelche Amerikaner das Tagebuch einer meiner Großmütter im *Original* besitzen.“

„Vielleicht hatte Kipp Hamilton es. Er war Cosimas Sohn und ist nach Amerika ausgewandert.“ Sie musterte ihn. „Ich hätte trotzdem Lust nachzusehen.“

Quentin ging mit langen Schritten zur Tür und öffnete sie. „Auf in den Tresorraum!“



Beinahe drei Stunden später schob sich Rebecca eine lästige Haarsträhne hinters Ohr. Sie hätte die Haare auf Schulterlänge schneiden lassen oder wenigstens nach oben gehen und eine Spange holen sollen, damit ihr die Haare nicht ständig ins Gesicht fielen.

„Ist dir jetzt endlich nach Abendessen?“, fragte Quentin aus einer anderen Ecke des Raumes.

Vermutlich hatte sie laut geseufzt, als sie über ihre Haare nachgedacht hatte. „Nur noch ein paar Minuten.“

Er kam näher. Die langen weißen Ärmel seines Hemdes hatte er bis zu den Ellbogen hochgekrempelt und sein dunkles Haar war ungewohnt wirr, weil er in den letzten Stunden unzählige Kisten und Kartons durchsucht hatte. „Ich will nicht aufgeben“, sagte er beschwichtigend, „sondern nur eine Pause machen.“

Sie richtete sich auf und betrachtete die Kiste, in der sie gekramt hatte. Von der ungewohnten Arbeit hatte sie Rückenschmerzen. „Du weißt hoffentlich, dass ich keinen Zweifel daran habe, wie albern das Ganze ist. Ich sollte eigentlich alles in diesem Keller kennen. Hätte Cosima hier nicht auch irgendwelche Dokumente hinterlassen, wenn sie tatsächlich Tagebuch geführt hätte?“

„Vielleicht hat sie nur das eine geschrieben und das dann dem Kind mitgegeben, das nach Amerika gegangen ist, so wie du es vorhin gesagt hast. Auf jeden Fall ist es nicht deine Schuld, wenn du nicht bis ins Detail weißt, was sich in diesem Keller befindet, Rebecca. Wenn du das jemandem zum Vorwurf machen willst, dann mir.“ Er machte eine

ausladende Handbewegung. „Das alles gehört mir und ich habe keine Ahnung, was es ist.“

Rebecca blickte sich in dem riesigen Gewölbekeller, der ungewöhnlich hohe Decken hatte, um. Im Rahmen der Renovierung in den Zwanzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts war der Raum umgebaut worden. Jetzt war er ein regelrechter Sicherheitstrakt mit Stahlwänden. Wenn er verschlossen war, herrschte völlige Dunkelheit, und seit einiger Zeit gab es sogar eine Temperaturregelanlage. „Als dein Vater mich vor drei Jahren eingestellt hat, habe ich mich verpflichtet, die Bestandsliste zu aktualisieren.“ Ihr Blick fiel auf Gegenstände, von denen sie wusste, dass sie katalogisiert waren. „Ich kann ehrlich gesagt nicht verstehen, wie es kommt, dass ich nicht genauso viel über Cosima Hamilton weiß wie ein anderer Zweig der Familie – und dazu noch einer, der nicht mal aus Engländern besteht!“

Quentins leises Lachen hallte von den hohen Metallwänden wider.

„Ich habe dich noch nie so durcheinander gesehen, Rebecca“, sagte er. „Es gefällt mir.“

„Was gefällt dir?“

„Dich genauso ratlos zu sehen, wie wir anderen es sind, wenn wir etwas suchen.“

Sie zog die Augenbrauen hoch. „Wir anderen?“

Quentin nickte und beugte sich vor, um den Deckel der gefüllten Porzellantruhe zu schließen, die Rebecca durchsucht hatte. „Der Rest der Menschheit, Rebecca. Ich dachte immer, dich könnte nichts aus der Ruhe bringen und habe dich deshalb für eine Art Übermensch gehalten.“

„Nichts aus der Ruhe bringen? Vielleicht liegt das daran, dass du noch nie zu Hause warst, wenn die Ziegen sich am Tor vorbeigezwängt und einen der Gärten verwüstet haben oder wenn eine nervöse Braut ihr Hochzeitsmenü zum zehnten Mal geändert oder ein Firmenchef erwartet hat, dass ein zweihundert Jahre altes Haus für seine moderne Präsentationstechnik ausgelegt ist.“

„Vielleicht habe ich ja in diesem Sommer das Glück, so etwas mitzuerleben.“

Sie erwiderte sein Lächeln. „Darf ich hoffen, dass das nicht der Fall sein wird?“

„Ich gebe oben Bescheid, dass wir auf der Veranda essen wollen.“

Rebecca beobachtete, wie er zum Telefon ging, das gleich neben der Tür an der Wand hing. Die Telefonleitung war deshalb so wichtig, weil die Tür des Tresors von außen verriegelt wurde. Während sie sich der letzten Truhe zuwandte, hörte Rebecca zu, wie Quentin Helen Anweisungen gab. Ein leichtes Abendessen. Auf der Veranda. Für sie beide.

Sie konzentrierte sich auf ihre Aufgabe. Die Verschlüsse der letzten Truhe gingen schwer auf, aber es gelang ihr, sie zu öffnen, ohne das Holz zu beschädigen. Im Innern der Truhe schützte eine gesteppte Decke den Inhalt.

Diese Truhe war eine von zweien, die sie erst vor Kurzem entdeckt hatte, weil sie hinter einer hohen Chippendalekommode verborgen gewesen waren. Die erste der beiden Truhen hatte lediglich ein Porzellanservice enthalten. Sie hatte das Muster sofort erkannt; obwohl das Geschirr in einem beliebten Muster des neunzehnten Jahrhunderts gehalten war und viele Gedecke umfasste, war das einzig Bemerkenswerte daran, dass es aus Irland stammte. Es wäre wirklich eine Enttäuschung, wenn diese zweite Truhe weitere Teile desselben Services enthalten würde.

Anstelle von Porzellan erblickte Rebecca jedoch zwei kleine Beutel, einen Stapel Bücher, die mit einem Lederriemen zusammengebunden waren, und eine hölzerne Kiste.

Sie hörte, wie Quentin näher kam.

„Vielleicht haben wir hier das große Los gezogen“, sagte sie und nahm die in Leder gebundenen Bücher in die Hand.

Aber wie sich herausstellte, handelte es sich um viktorianische Romane und nicht um Tagebücher. Eines war *Jahrmarkt der Eitelkeiten* von Thackeray, ein anderes *John Halifax, Gentleman* von Dinah Craik. Alle Bücher schienen Erstausgaben zu sein und hatten sicherlich einen gewissen Wert, vor allem der Thackeray mit den Originalillustrationen des Autors. Trotzdem war Rebecca enttäuscht.

„Sehen wir nach, was hier drin ist“, schlug Quentin vor. Er zog die Schnur des einen Beutels auf und ließ eine Handvoll polierter Steine in seine Hand gleiten. „Schöne Exemplare.“

„Vielleicht sollten wir ein paar davon in die naturwissenschaftliche Ausstellung aufnehmen“, sagte Rebecca. „Ich sehe sie mir später an und finde heraus, was für Steine es sind.“

Sie griff nach der kleinen Kiste, die sich ganz unten in der Truhe

befand. Sie war aus glattem Holz, gebeizt und glänzend lackiert, und die Ecken waren mit dunklen Metallkappen versehen. Auf dem Deckel waren sorgfältig die folgenden Worte eingebraunt: *Alles, was in der Welt erreicht wurde, wurde aus Hoffnung getan.*

„Ist das nicht ein Ausspruch von Luther?“

Rebecca nickte, während sie mit dem Finger über die Buchstaben fuhr. Sie konnte der Versuchung, sie zu berühren, nicht widerstehen. „Wundervoll, oder?“

„Lass uns nachsehen, was drin ist“, sagte er.

Sie zog an dem Deckel, der vermutlich aufgrund der vielen Jahre, in denen er nicht bewegt worden war, klemmte. Schließlich jedoch gab er nach und Rebecca öffnete die laut quietschende Klappe.

„Papier“, sagte sie. „Briefe, mit einer Notiz obendrauf.“

„Steht da, von wem sie sind?“

Rebecca schüttelte den Kopf und las die in dicken Lettern geschriebenen Worte auf dem vergilbten Blatt Papier, das zuoberst lag. *„Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll.“* Sie sah Quentin an. „Das stammt aus dem Brief, den Paulus an die Römer geschrieben hat.“

„Was steht da noch?“

Sie las den Rest des Zettels. *„Wollte man das Leben meiner lieben Berrie beschreiben, so könnte man sagen, es war geprägt von Hoffnung und Anbetung und auch Leid, wodurch ihr Blick fest auf die Ewigkeit gerichtet blieb. Ich lege die Briefe bei, die sie mir vor so langer Zeit schrieb, als wir beide jung waren und noch viel zu lernen hatten.“*

„Hoffnung, Anbetung und Leid“, sagte Quentin düster. Er blickte von der Kiste zu Rebecca auf und sah ihr in die Augen. „Die Zusammenfassung des Lebens eines Hamilton – und eines Hollinworth. Zumindest trifft das auf das Leben meines Vaters zu. Und bis zu einem gewissen Grad auch auf meines.“

Sie wäre gerne auf seine Bemerkung eingegangen und hätte ihn auf das Leid in seinem Leben angesprochen; darauf, dass sein Bruder und sein Vater mit ihrem kleinen Flugzeug tödlich verunglückt waren. Nur zu gerne hätte sie ihm unzählige Fragen gestellt, um ihn besser kennenzulernen. Sie wusste nicht einmal, ob dieser Verlust ihn bitter gemacht oder ob er sich mit seinem Schmerz an Gott gewandt hatte. Aber alte

Ängste standen im Weg. Das war zu persönlich, sie sollte besser keine Neugier zeigen. Und doch ... dieser Ausdruck in seinen Augen ... Vielleicht wollte er darüber sprechen.

Doch kaum hatte sie den Ausdruck in seinem Blick wahrgenommen, war er auch schon wieder daraus verschwunden. „Sollen wir die Briefe mit auf die Veranda nehmen?“, wechselte Quentin das Thema. „Dann können wir während des Essens schon einen Blick darauf werfen.“

Rebecca nickte und folgte ihm aus dem Tresorraum.

Wenige Minuten später saßen sie am Tisch. Die Holzkiste hatte Rebecca auf ihrem Schoß abgestellt. Während im Westen die Sonne unterging, vermischte sich der Duft des einhundertfünfzig Jahre alten Rosengartens mit dem betörenden Aroma von im Römertopf gegartem Hühnchen, Kräuterbrot und Mandeltorte.

Obwohl die Briefe in einer wohltemperierten Umgebung verstaubt gewesen waren, verblassten die Worte bereits, vor allem dort, wo das Papier geknickt worden war. Aber sie waren immer noch lesbar.

„Irgendwie ist das aufregend, nicht wahr?“, sagte Rebecca begeistert. „Das hier ist ein Teil deiner Familiengeschichte und vielleicht erfährst du dadurch sogar etwas, das du bislang noch nicht weißt.“

Quentin zuckte mit den Schultern. „Ich gebe zu, dass mich der Kontakt zu den amerikanischen Verwandten reizt, die unsere Suchaktion ausgelöst haben. Abgesehen davon befürchte ich, dass mich die Vergangenheit nicht annähernd so sehr fasziniert wie dich – oder die Amerikaner. Öffne doch mal einen der Briefe.“

Rebecca ließ sich nicht zweimal bitten. Der Brief, der obenauf lag, war in einer adretten weiblichen Handschrift adressiert.

An Cosima Hamilton

„Nicht *von* deiner Urururgroßmutter, sondern *an* sie. An Cosima.“ Erst nachdem sie die Worte ausgesprochen hatte, wurde Rebecca bewusst, dass sie ehrfürchtig geflüstert hatte.

„Von Berrie, vermute ich wegen des Zettels“, ergänzte Quentin. „Das ist sicher Beryl, deren Porträt neben dem von Cosima und Peter Hamilton hängt.“

Rebecca löste das Band und öffnete vorsichtig den Umschlag. Das Wachs, das den Brief einmal versiegelt hatte, war längst ausgetrocknet

und hatte eine blasse bläuliche Spur hinterlassen. Sie überflog die Seite. „Der Brief ist ziemlich lang.“

„Gib ihn mir“, bat Quentin und stellte seine Tasse ab. „Lass mich dir beweisen, dass mich das Thema nicht langweilt, obwohl es historisch ist. Abgesehen davon bekommst du so die Chance, etwas zu essen.“

Rebecca legte den Brief in seine ausgestreckte Hand und nahm einen Bissen von dem Hühnchen in Sahnesauce. Dann lehnte sie sich auf ihrem Stuhl zurück.

Sie wusste genau, wie Beryl Hamilton ausgesehen hatte. In Rebeccas Vorstellung war Berrie ewig jung und hübsch. Ihr Haar war ebenso dunkel gewesen wie das ihres Bruders Peter, doch sie hatte nicht seine dunkelbraunen Augen gehabt. Stattdessen waren Berries Augen von einem unvorstellbaren Blau gewesen, das aus irgendeinem Grund heute in Quentin fortlebte.

Es fiel Rebecca nicht schwer, sich den Tag vorzustellen, an dem Berrie Hamilton diesen Brief geschrieben hatte ...

2

Herzliche GrüÙe von Berrie, 6. April 1852

Meine liebe Cosima,

weiÙt Du noch, dass ich einmal befürchtete, ich könnte irgendwann mit einer verloschenen Lampe vor dem Thron Gottes stehen? Dass ich dort stünde, mit einem Talent geschmückt – das ich bestimmt hatte; das redete ich mir jedenfalls ein –, das ich jedoch niemals gebraucht hatte?

Aber inzwischen befürchte ich, dass mir jegliche Voraussetzungen für das fehlen, wozu Gott mich berufen hat. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass das Leben mir bislang nie die Möglichkeit geboten hat, anderen zu dienen, anstatt bedient zu werden. Ich wurde dazu erzogen, eines Tages die Ehefrau eines wohlhabenden Mannes und Mutter zu sein, aber wäre ich dazu bereit gewesen meiner Familie zu dienen? Hätte ich auch nur die geringste Vermutung gehabt, was es überhaupt bedeutet zu dienen?

Doch selbst wenn ich mich besser für das eignen würde, wozu Gott mich berufen hat, gäbe es Dinge, die sich meinem Einfluss entzögen. Seit zwei Jahren plane, lerne und bereite ich mich vor. Und trotzdem bin ich jetzt an dem Punkt angelangt, an dem andere die letzten Entscheidungen treffen müssen. Es gibt Außenstehende, denen ich verpflichtet bin: Zum einen müssen verschiedene Inspektoren, Gutachter, Buchhalter und Beamte all das, was ich getan habe, gutheiÙen. Zum anderen muss ich mich auf die andauernde Großzügigkeit von Spendern verlassen. Außerdem – und das ist vielleicht das Wichtigste – muss ich mir das Vertrauen der Eltern verdienen, die ihre Kinder hierherschicken.

Und noch etwas brauche ich, wie Dein lieber Bruder Royboy mich gelehrt hat: Ich brauche körperliches Durchhaltevermögen wie nie zuvor, um diese Berufung zu erfüllen.

Gestern hat sich meine Unzulänglichkeit wieder einmal er-

wiesen. Der Tag begann so verheißungsvoll, aber noch bevor die Sonne hoch am Himmel stand, wurde das Ausmaß meiner Unfähigkeit deutlich ...

Berrie atmete den verheißungsvollen Duft von blühendem Lavendel ein, wandte sich um und schaute den Berg hinunter, den sie soeben erklommen hatte. Heute hatte sie es zum ersten Mal bis ganz hinauf geschafft.

Noch vor einer Woche wäre das unmöglich gewesen, mit ihrer verzärtelten Lunge und den Muskeln, die so ungeübt waren wie die eines Säuglings. Selbst Mrs Cotgrave, die mindestens zwanzig Jahre älter war, war in besserer körperlicher Verfassung als Berrie.

Von der Bergkuppe aus konnte Berrie Escott Manor sehen. Ganze acht Schornsteine ragten aus dem Dach heraus und vielleicht würden sie in diesem Winter sogar alle benutzt, wenn die Schüler da waren. Bei dem Gedanken schlug ihr Herz schneller, und diesmal hatte der beschleunigte Puls nichts mit der Anstrengung zu tun.

Es war beinahe Frühstückszeit. Berrie würde den Tag mit Royboy beginnen, dessen welliges blondes Haar und die lächelnden haselnussbraunen Augen sie an ein Porträt von Van Dyck erinnerten. Ihre Schwägerin, Cosima Hamilton, hatte recht gehabt mit der Behauptung, dass ihr Bruder, auch wenn er auf dem Papier sechzehn Jahre alt war, vom Verstand und Verhalten her nicht älter als drei war.

Als Berrie zum Herrenhaus zurückkehrte, war Royboy bereits wach und angezogen, was er Decla verdankte. Die Frau brachte wahre Wunder zustande und Berrie bedankte sich mindestens ein halbes Dutzend Mal am Tag dafür, dass sie geblieben war, anstatt mit der restlichen Familie Escott nach England überzusiedeln. Seit ihrer Jugend hatte Decla im Dienst der Familie Escott gestanden, die Escott Manor bisher bewohnt hatte. Als Cosima Escott Berries Bruder Peter geheiratet hatte und feststand, dass Berrie aus Escott Manor eine Schule für geistig behinderte Kinder wie Cosimas Bruder Royboy manchen würde, war es Decla freigestellt worden, wo sie künftig leben wollte. Zweifellos war es eine schwierige Entscheidung gewesen, aber Decla war geblieben, um mit denen zu arbeiten, die jemanden mit ihrer Erfahrung zu ihrer Unterstützung brauchen konnten. Schließlich hatte sie sich seit seiner Geburt um Royboy gekümmert.

„Guten Morgen, Miss“, sagte Decla, als Berrie im Esszimmer Royboy gegenüber Platz nahm. Decla überwachte Royboys Essgewohnheiten. Früher hatte sie das in der Küche getan, doch seit Escott Manor als Schulgebäude in Berries Verantwortung überstellt worden war, aßen alle im Speisezimmer. Der Ballsaal, der einst dem Bruder des Herzogs gehört hatte – und davor dem irischen Landadel – würde sich bald mit Schülern und ihren Pflegekräften füllen. Hier gab es keinen Unterschied zwischen denen, die dienten, und denen, die bedient wurden, denn Letztere verfügten im Durchschnitt über Fähigkeiten zwischen denen von Royboy und ... Berrie wusste es nicht. Noch nicht.

„Guten Morgen.“

„Sag Miss Hamilton guten Morgen“, ermutigte Decla den Jungen.

Ohne von seinem Teller aufzublicken, sagte Royboy: „Wie geht es Ihnen?“

„Mir geht es gut, Royboy. Und dir?“

„Jetzt musst du ‚Sehr gut, danke‘ sagen“, soufflierte Decla.

„Danke“, echote Royboy, der gerade ein zu großes Stück von seinem Brot abgebissen hatte, bevor Decla ihn aufhalten konnte. Das Brot fiel ihm aus dem Mund, während er sprach, aber es landete auf seinem Schoß und er steckte es sich wieder in den Mund. Dann wiederholte er: „Danke.“

Aus Berries Sicht war das ein ausreichendes Resultat. Genau genommen war sie sogar sehr zufrieden. „Ich esse auch eine Kleinigkeit, Royboy“, sagte Berrie, „und dann fangen wir mit unserer ersten Lektion an. Würde dir das gefallen?“

Er antwortete nicht und sah sie auch nicht an. Dass er nicht reagierte, war etwas, woran Berrie sich allmählich gewöhnte. Es war nicht so, dass er seine Umgebung ignorierte, hatte Cosima ihr erklärt. Ganz im Gegenteil. Royboy nahm alles in sich auf. Nur ließ er es sich beinahe nie anmerken.

Berrie nahm ein leichtes Frühstück zu sich, trank ihren Tee aus und forderte Royboy dann auf, ihr zu folgen. Dies würde für sie ebenso eine Lektion wie für ihn. Royboy war in mancherlei Hinsicht ihr Lehrer. In den vergangenen zwei Jahren hatte Berrie Aufsätze von Ärzten sowohl aus Frankreich als auch aus England gelesen, die mit kranken Menschen gearbeitet hatten. Sie hatte mit anderen Lehrern Kontakt aufgenommen, bevor sie sich entschieden hatte, nach Irland zu gehen und

dort ihre eigene Schule zu eröffnen. So hatte sie auch die wunderbare Mrs Cotgrave gefunden: durch Briefe von Menschen, die in England in solchen Schulen arbeiteten.

Aber dies war die wahre Lernphase. Mit Royboy. Mit dem Jungen, dessen Krankheit Berrie überhaupt erst dazu gebracht hatte, sich eingehender mit diesem Thema zu beschäftigen. Sie wollte versuchen, all ihr theoretisches Wissen in die Praxis umzusetzen. Heute war ihre erste Unterrichtsstunde. Im schlimmsten Falle wollte Berrie wenigstens an Erfahrung gewonnen haben, bevor die ersten zahlenden Schüler eintrafen.

Sie gingen ins Klassenzimmer hinauf, das früher einmal ein kleiner Salon gewesen war. Mit seinen grünen Seidentapeten und den dazu passenden Vorhängen, die mit bronzenen Haken zurückgehalten wurden, sah der Raum sehr anheimelnd aus. Die kleinen Beistelltischchen und die dekorativen Gegenstände, die überall herumgestanden hatten, waren entfernt und verkauft und durch einen großen, praktischen Tisch und einige stabile Stühle ersetzt worden.

„Komm und setz dich, Royboy“, sagte Berrie in dem melodischen Tonfall, von dem Cosima ihr erzählt hatte, dass Royboy ihn besonders liebte.

Royboy setzte sich, ohne dass sie ihre Aufforderung wiederholen musste. Bestimmt waren sie auf einem guten Weg. Sie schob ihren Stuhl näher an seinen heran und nahm den kleinen Stapel Aquarellbilder in die Hand, die sie bereits gestern Abend im Zimmer deponiert hatte. Berrie hatte Stunden damit zugebracht, verschiedene Bilder zu malen, die Elemente aus der Natur oder bekannte Haushaltsgegenstände zeigten. Alle Bilder waren in leuchtenden Farben gehalten und sie hatte in großen Buchstaben darauf geschrieben, worum es sich handelte: um Bäume und Blätter, Vögel und Schmetterlinge, Lampen, Möbel und Fenster.

„Wie gefällt dir das hier, Royboy?“ Berrie reichte ihm die Zeichnung, auf der ein leuchtend bunter Königsfalter mit weit geöffneten Flügeln zu sehen war. Was die Farben anging, so hatte sie sich von den Originalen inspirieren lassen, die im Garten von Escott Manor abwechselnd herumflatterten oder sich niederließen. „Kannst du *Schmetterling* sagen?“

Royboy nahm das bunte Aquarell, murmelte etwas, das vielleicht

Schmetterling heißen sollte, und hielt sich das Blatt Papier dichter vor das Gesicht.

Dann hob er das Bild hoch, den Blick nicht länger darauf gerichtet, umfasste den oberen Rand mit beiden Händen und riss es ohne Mühe entzwei.

Mit klopfendem Herzen beugte Berrie sich vor und streckte die Hand nach dem Bild aus. Er hielt es so, dass sie es nicht zu fassen bekam, riss noch ein Stück ab, zerknüllte es und steckte es sich in den Mund.

„Nein, Royboy! Du darfst das nicht essen.“ Ohne groß darüber nachzudenken versuchte sie, seinen Zähnen das zerknüllte Papier zu entreißen. Doch es waren kräftige Zähne, wie sie feststellte, sobald sie sich um ihre Finger schlossen. „Au! Aua! ...“

Rebecca nahm den Brief aus Quentins ausgestreckter Hand entgegen.

„Vielleicht kannst du einige der Informationen in deine Führungen einbauen“, sagte er und nahm einen Bissen von dem Hühnchen, das inzwischen längst kalt sein musste. „Dafür sollten wir uns bei meinen amerikanischen Verwandten bedanken.“

„Dann soll ich also Kontakt mit ihnen aufnehmen?“

„Natürlich. Ich finde, dass meine Familie ein bisschen Ausweitung vertragen kann.“

Rebecca nickte, obwohl sie bezweifelte, dass seine Mutter das genauso sehen würde.

„Lade sie hierher ein, wenn sie einmal für längere Zeit in Europa sind.“

Rebecca musterte ihn. Fremde in Hollinworth Hall? Das waren ja ganz neue Töne. Nicht, dass sie seiner Mutter zustimmte, die der Meinung war, dass all jene, die es sich zu kennen lohnte, bereits zu ihrem Bekanntenkreis gehörten. Aber Amerikaner gehörten erfahrungsgemäß zu den lautesten und neugierigsten Besuchern des Hauses. Sie fielen immer auf, durch ihre Kleidung als auch durch ihr Verhalten.

„Wenigstens für eine Führung“, sagte Quentin leise, als er ihre Skeptis spürte.

„Natürlich“, erwiderte Rebecca. Damit konnte sie umgehen.

Kurz darauf trug sie die Briefe in ihr Büro, schrieb eine E-Mail an die Organisation für Ahnenforschung und bat um direkten Kontakt mit den amerikanischen Verwandten.

Vielleicht hätte sie Quentin auf die Bemerkung seiner Mutter ansprechen sollen, dass sie vorhabe, das Anwesen künftig nur noch privat zu nutzen. Vermutlich hätte sie das auch getan, hätte sie auch nur den Hauch eines Verdachts gehabt, dass er das Vorhaben seiner Mutter unterstützte.

Doch stattdessen hatte sie geschwiegen und beschlossen, dieses Gespräch zu verschieben. Falls sich in den nächsten Wochen wider Erwarten herausstellen sollte, dass Quentin doch derselben Meinung wie seine Mutter war, könnte sie sich dann immer noch damit auseinander-

setzen. Mit ein wenig Glück hätte sie bis dahin schon den Featherby-Preis eingeheimst, der den Wert ihrer Arbeit hier unterstrich. Denn diese Auszeichnung wurde genau dafür verliehen, worum Rebecca sich besonders bemühte: Kindern und Jugendlichen hautnah zu zeigen, wie die Menschen in diesem Land – ihrem Land – zu seinen Glanzzeiten gelebt hatten.

Bestimmt könnte dann selbst Quentins Mutter davon überzeugt werden, wie wichtig das war.

Rebecca nahm einen zweiten Brief von Beryl Hamilton zur Hand. Wenn diese Korrespondenz neue Erkenntnisse über die adlige Familiengeschichte der Hollinworth lieferte, wäre Rebecca genau die Richtige, um dafür zu sorgen, dass die Öffentlichkeit davon erfuhr.

Meine Liebe Cosima,
 kannst Du Dir vorstellen, wie viele Formalitäten mit der Eröffnung dieser Schule verbunden sind? Mr Truebody, der Friedensrichter, den ich in meinem letzten Brief erwähnte, ist außerordentlich anspruchsvoll. Unsere Unterlagen müssen nicht nur rechtzeitig eingereicht werden, sondern perfekt sein. Wenn irgendein Mangel daran entdeckt wird – und damit meine ich alles von einem falsch geschriebenen Wort bis hin zu einem kleinen Fleck –, schickt er sie zurück, und alles muss noch einmal gemacht werden. Nicht verbessert. Noch einmal ganz von vorne und ohne jeden Fehler ausgefüllt und eingereicht. Die Bibliothek Deines Vaters ist inzwischen mein Büro. Seine Bücher stehen allerdings nicht mehr darin; wir haben die, die noch hier waren, mit einem hübschen Gewinn verkauft. Mrs Cotgrave hat mir versichert, dass die Bände dort, wo man sie liest, besser aufgehoben sind. Wir hier müssten uns nur Sorgen darüber machen, ob Seiten eingerissen oder Einbände beschädigt werden. Der große Schreibtisch Deines Vaters ist mit mindestens fünfzig Blättern bedeckt, verschiedene Formulare für alle möglichen Dinge. Wie kann der einfache Gedanke, denen zu helfen, die vom Leben benachteiligt wurden, einen solchen Papierkrieg auslösen? Ich weiß nicht, was ich ohne Mrs Cotgrave tun würde. Ich flehe Dich an, für sie zu beten, weil ich mir ganz sicher bin, dass unsere Schule ohne sie bereits jetzt eine schreckliche Pleite wäre!

„Juristische Auflagen, Vormundschaftskommission, Attestierung einer Geisteskrankheit, Aufnahmebedingungen, Bewerberauswahl ... ach, ich glaube, all diese Bestimmungen und Verfahren werden uns zu Fall bringen, ehe wir den ersten Schüler aufgenommen haben.“

Mrs Cotgrave lächelte gelassen hinter ihrem eigenen Stapel Unter-

lagen. „Keine Sorge, Miss Berrie, bald haben wir Personal. Aber wenn Sie die Schule leiten wollen, müssen Sie sich auskennen, nicht wahr?“

Berrie nickte verunsichert. „Ich habe einen Verstand; nur hatte er bis jetzt noch nie so viel zu tun. Jedenfalls nicht mit solchen Dingen.“

Mrs Cotgrave tätschelte Berries Hand. „Sie sind eine intelligente Frau. Es wird nicht mehr lange dauern, dann wissen Sie mehr als ich, da bin ich mir sicher.“

Mrs Cotgrave erklärte, wozu die Formulare bestimmt waren, die vor ihnen lagen. Der Sekretär, den sie bald einstellen würden, sollte die persönlichen Daten eines jeden Schülers dokumentieren und an verschiedene Stellen weiterleiten, darunter auch an Mr Truebody, die Beamten der Gesundheitsbehörde in Cork und nicht zuletzt an die Vormundschaftskommission in London, der gegenüber sie Rechenschaft ablegen mussten. Schon bald drehte sich alles in Berries Kopf und sie fühlte sich noch verwirrter als zuvor, auch wenn sicherlich einiges von Mrs Cotgraves Wissen hängen blieb. Es erschien ihr übertrieben, verschiedenen Inspektoren, Gutachtern, Kommissaren, Aufsichtsräten, Ärzten und sogar den Abgeordneten des Parlaments Auskunft über jedes einzelne Kind zu geben, aber das, was Mrs Cotgrave sagte, klang trotzdem einleuchtend. Abgesehen davon, dass gewisse Machtstrukturen beachtet werden mussten, hatten sie alle dasselbe Ziel: Sie wollten die Kinder unterstützen und beschützen, die Hilfe brauchten.

Daisy, eines der Hausmädchen, das sie eingestellt hatten, betrat nach einem kurzen Klopfen den Raum.

„Gerade ist eine Dame gekommen. Sie sagt, sie sei Miss Katie MacFarland und habe geschäftlich mit Ihnen zu tun, Miss Hamilton.“

Berrie sah zu Mrs Cotgrave hinüber, aber diese schien die Nachricht ebenso zu überraschen wie Berrie selbst. Die Mitarbeiter der Regierungsbehörden und der medizinischen Kommissionen waren allesamt Männer, also konnte es keiner von ihnen sein. Und sie hatten zwar weibliche Lehrkräfte, Helferinnen und eine Krankenschwester eingestellt, aber eine Miss MacFarland war ihnen noch nie untergekommen.

„Vielleicht ist sie hier, um ein Kind anzumelden“, mutmaßte Mrs Cotgrave.

Berrie nickte. Vielleicht wusste die fremde Dame nicht, dass Anmeldungen über die offiziellen Formulare erfolgen mussten, nicht persönlich.

„Bitten Sie sie herein, Daisy“, sagte Berrie.

Einen Augenblick später betrat eine junge Frau das Zimmer, die in weiße Spitze und einen grünen Wollstoff gekleidet war. Ein kleiner Filzhut thronte auf ihrem perfekt frisierten Haar, und eine gelbe Schleife zierte ihren Rücken. Ihre Züge waren nicht besonders hübsch, aber auch nicht unansehnlich. Nur die Schleife trübte ihr vollkommenes Erscheinungsbild, denn obwohl jedes andere Detail ihrer Kleidung offenbar sorgfältig bedacht worden war, saß sie völlig schief und war unordentlich gebunden.

Die Frau sagte nichts, als sie eintrat. Stattdessen trat sie dicht an den Schreibtisch, hinter dem Berrie und Mrs Cotgrave saßen, streckte ohne eine von ihnen anzusehen die Hand aus und hielt ihnen einen Brief hin.

„Das ist mein Empfehlungsschreiben“, sagte die Besucherin. „Es sagt Ihnen alles über mich. Wenn Sie es gelesen haben, werden Sie sehen, dass ich für Sie und Ihre Schüler eine große Hilfe sein werde.“

„Ich fürchte, wir haben bereits genügend Angestellte, Miss ...“, sagte Berrie.

„Bitte, lesen Sie den Brief.“

Die junge Frau sprach mit dem Berrie inzwischen vertrauten irischen Tonfall, aber nicht wie ein Dienstmädchen. Nein, ihre Aussprache passte eindeutig zu den eleganten Kleidern, die sie trug. Berrie öffnete den Umschlag und faltete das einzelne Blatt Papier auseinander, das sie darin fand. Sie hielt es schräg, sodass Mrs Cotgrave mitlesen konnte.

Ich heiße Katie MacFarland und bin zwanzig Jahre, zwei Monate und drei Tage alt. Ich bin stark und fleißig und lüge nie. Ich bin gekommen, um Ihnen in Ihrer Schule zu helfen, weil ich stark und fleißig bin und nie lüge. Sie werden in Ihrer Schule Kinder haben, um die ich mich kümmern kann. Ich kann sie den Tag über unterrichten und auch abends, weil ich wenig Schlaf brauche. Ich esse auch nicht viel, deshalb verursache ich keine großen Kosten. Ich habe meine eigenen Kleider mitgebracht. Ich werde eine große Hilfe sein, weil ich stark und fleißig bin und nie lüge.

Der Brief war zwar sorgfältig und ohne Fehler geschrieben, schien jedoch von einem Kind verfasst worden zu sein.

Berrie legte den Brief vor sich auf den Schreibtisch, stand auf und

trat ans Fenster der Bibliothek. Von hier aus konnte sie den Weg sehen, der zum Haus führte, aber er war menschenleer. Gewiss war die junge Dame nicht allein gekommen. Jedes Mädchen ihres Alters und des gesellschaftlichen Standes, den ihre Kleidung und ihr schriftlicher Ausdruck nahelegten, reiste mit einer Kutsche und einer Anstandsdame. Außerdem – selbst wenn dieses Mädchen gegen alle Anstandsregeln verstoßen und sich allein auf den Weg hierher gemacht hätte, wäre sie ohne Begleitung wohl kaum in Escott Manor angekommen. Ihre steife Haltung, der ausweichende Blick und die Worte auf dem Blatt Papier ließen Berrie vermuten, dass sie eher eine Schülerin sein könnte als eine Mitarbeiterin.

„Wie sind Sie hergekommen, Miss MacFarland?“, fragte Berrie.

Die junge Frau starrte geradeaus, als wäre sie ein Soldat beim Appell und nicht eine von drei Frauen, die sich unterhielten. „Ich heiße Katie und ich bin gelaufen.“

„Von zu Hause?“

„Nein, von meiner Kutsche.“

„Und wo ist Ihre Kutsche jetzt?“ Berrie blickte erneut zum Fenster hinaus, aber an den Säulen vor dem Eingang konnte sie nicht vorbeischauchen. Vielleicht war das Gefährt so geparkt, dass es sich ihrem Blick entzog. „Wartet sie noch draußen?“

„Ich bin unten am Weg ausgestiegen und den Hügel hinaufgelaufen. Ich laufe gerne; es ist gut für die Atmung.“ Sie holte tief Luft, als wollte sie es demonstrieren.

Berrie kehrte zu ihrem Stuhl zurück und sprach leise mit Mrs Cotgrove. „Ich bin vollkommen ratlos. Wissen Sie, was in einem solchen Fall zu tun ist?“

„Ich gehe hinaus und frage Daisy, ob sie die Kutsche gesehen hat“, flüsterte sie, „oder ob sie sonst irgendetwas über das Mädchen weiß. Solange wir nicht wissen, wohin wir sie schicken sollen, müssen wir sie wohl hierbehalten.“

„Ohne Formulare?“

Mrs Cotgrave grinste, offenbar zufrieden, weil Berrie die Wichtigkeit der verschiedenen Unterlagen verinnerlicht hatte. „Wir tun für das Mädchen, was wir können. Ich bin mir nicht sicher, ob sie uns viel sagen kann, was uns weiterhilft.“

Trotz dieser Äußerung konnte Berrie sehen, dass Mrs Cotgrave der

Gedanke unangenehm war, Katie MacFarland einfach hierzubehalten. Rasch verließ sie das Zimmer, um Nachforschungen anzustellen.

Berrie bot Katie einen Stuhl an.

„Wie lange waren Sie denn unterwegs, Miss MacFarland?“

Katie warf Berrie einen Blick zu, während sie sich steif auf der Stuhlkante niederließ. Der Blickkontakt dauerte nur kurz, dann starrte die junge Frau auf irgendeinen Punkt oberhalb von Berries linker Schulter. „Man nennt mich Katie. Selbst Sophy, mein Mädchen, sagt Katie zu mir. Meine Schwester sagt, die Bediensteten sollen mich ‚Miss MacFarland‘ nennen, aber weil sie das schon zu ihr sagen, weiß ich dann doch gar nicht, wen sie meinen, wenn wir beide gleich heißen.“

„Wie wäre es mit Miss Katie?“

„Der Name, der in unserer Familienbibel steht, ist ‚Katie‘, nicht ‚Miss Katie‘. Ich weiß nicht, warum jemand mich anders nennen sollte. Ich sage zu den Bediensteten auch nicht ‚Miss‘ oder ‚Mister‘. Ich wüsste nicht, warum sie etwas anderes sagen sollten als meinen Namen.“

„Sie haben also eine Schwester. Wie heißt sie?“ Berrie beugte sich vor, um Katies Blick aufzufangen. Sofort wanderten die Augen des Mädchens weiter.

„Sie heißt Miss MacFarland. So nennen sie alle außer meinem Bruder und mir. Mein Bruder spricht sie mit ihrem Vornamen an. Ich spreche sie gar nicht an. Ich habe ihren Namen seit sechs Jahren, fünf Monaten und acht Tagen nicht mehr gesagt. Ich spreche niemanden mit Namen an, der mich nicht mag.“

„Ihre Schwester – Miss MacFarland – mag Sie also nicht?“

Da, ganz kurz, ein Blickkontakt. „Nein. Sie sagt, ich bin ganz lästig. Wenn man *ganz* sagt, bedeutet das mehr als einfach nur *lästig*. Ich war ihr immer lästig, obwohl ich nicht weiß, wie oder warum. Und deshalb habe ich mir geschworen, ihren Namen nie wieder auszusprechen. Wenn Sie sie sehen, können Sie sie Miss MacFarland nennen, das reicht.“

„Aber ich dachte, Ihre Schwester hätte Sie hierhergebracht.“

„Das hat sie auch.“

„Aber Sie haben nicht mit ihr gesprochen?“

„Ich habe mit ihr gesprochen, obwohl sie es nicht mag, wenn ich rede. Ich sehe, dass ihr das, was ich sage, ganz lästig ist.“

„Wie lange waren Sie denn mit der Kutsche unterwegs, Miss MacFarland?“

„So heißt meine Schwester. Ich heiße Katie.“

Berrie schalt sich insgeheim. Sie musste wirklich lernen, besser auf ihr Gegenüber einzugehen; schließlich waren die Anstandsregeln längst nicht so wichtig wie der Mensch, mit dem sie sprach.

„War es eine lange Fahrt hierher, Katie?“

„Ja, das kann man sagen. Es war sogar noch weiter als bis nach Dublin. Mein Bruder ist einmal mit mir nach Dublin gefahren. Er fährt oft dorthin, und einmal hat er mich gefragt, ob ich es auch sehen möchte und ich habe Ja gesagt. Also sind wir gefahren.“

Berrie vermutete, dass die MacFarlands demnach im Norden oder vielleicht im Nordwesten lebten. Das grenzte die Suche zwar etwas ein, aber nicht sehr.

„War Ihr Bruder heute auch mit dabei?“

„Nein, nur meine Schwester.“ Jetzt huschte Katies Blick im Zimmer umher. Was sie wohl dachte, als sie ihre Umgebung wahrnahm? Der Raum war nahezu leer, abgesehen von den Vorhängen, vier Stühlen, dem Schreibtisch und den Papierstapeln darauf. Das Sofa, zusätzliche Lampen und die ganzen Bücher waren nicht mehr da, nur ein paar Bände über Botanik waren übrig geblieben, die den Lehrkräften eventuell von Nutzen sein konnten. Die Regale, auf denen eine Vielzahl gedruckter Predigten, Romane und Erstausgaben von Philosophie- und Geschichtsbüchern gestanden hatten, warteten jetzt darauf, mit den Unterlagen von zukünftigen Schülern gefüllt zu werden.

„Meine Schwester hat mir gesagt, dass Sie mich brauchen“, fuhr Katie fort, „und ich finde auch, dass es schön wäre zu arbeiten, anstatt zu Hause zu bleiben. Meine Schwester arbeitet nicht, aber sie hat viele Freundinnen, sodass sie immer etwas zu tun hat. Mein Bruder arbeitet. Seit mein Vater tot ist, muss mein Bruder seine eigene Arbeit machen und die von Papa. Es war traurig, als mein Vater gestorben ist, weil ich nicht mehr mit ihm sprechen kann, aber ich weiß, dass er im Himmel ist, auch wenn mein Bruder sagt, dass er sich nicht mehr sicher ist, ob es einen Himmel gibt. Ich habe ihn daran erinnert, dass Papa und Mama uns beide erzählt haben, dass es einen Himmel gibt, also weiß ich, dass sie dort sind. Man kann den Himmel oder Gott oder Jesus nicht sehen, deshalb ist es schwieriger, daran zu glauben als an manche anderen Dinge. Es gibt vieles, was wir nicht sehen können und was trotzdem da ist. Wie der Wind. Er kann mich fast umpusten, wenn ich

auf den Klippen hinter unserem Haus stehe, aber ich kann den Wind nicht sehen – nur die Dinge, die er bewegt.“

Berrie hörte Katie zu und versuchte, den ständigen Themenwechseln zu folgen. Ihr war bewusst, dass sie mehr über die junge Frau herausfinden musste, wenn sie ihr helfen wollte.

„In der Nähe Ihres Hauses gibt es Klippen, Katie? In welcher Stadt wohnen Sie denn?“

„Am Wasser sind Klippen. Ich darf nicht ins Wasser gehen, weil meine Kleider dann zu schwer würden und ich nicht mehr aus dem Wasser käme. Dann würde ich ertrinken. Der Wind besteht aus Luft, die man auch nicht sehen kann. Wir alle brauchen Luft, um zu atmen. Ich könnte nicht atmen, wenn ich unter Wasser wäre.“

Klippen und Wasser. Dem wenigen nach zu urteilen, was Berrie über die Insel wusste, auf der sie seit Neuestem lebte, konnte das beinahe überall an der irischen Küste sein. „Und wie heißt die Stadt, in der Sie wohnen?“

„Ich wohne in einem großen Haus ... an den Klippen.“

Berrie seufzte und wünschte, sie hätte sich auf die Suche nach Daisy gemacht. Möglicherweise wäre es Mrs Cotgrave eher gelungen, etwas aus Katie herauszubekommen. „Wie heißt Ihr Bruder, Katie?“

„Simon.“

„Und was arbeitet er?“

„Er zeigt den Leuten, wie man Boote baut. Und er kämpft gegen die Engländer.“

„Kämpft gegen die Engländer?“ Berrie runzelte die Stirn und stellte sich die verschiedenen Methoden vor, mit denen ein Ire ihre englischen Landsleute bekämpfen konnte. „Ist er Soldat?“

„Nein.“

In diesem Augenblick öffnete sich erneut die Tür. Berrie nickte Mrs Cotgrave erleichtert zu, aber die ältere Frau zuckte mit den Schultern und hob ratlos die Hände.

Katie beobachtete, wie Mrs Cotgrave um den Tisch herumging und ihren Platz an Berries Seite einnahm. Dann wanderte ihr Blick wieder in die ungefähre Richtung, in der Berrie saß. „Wann soll ich denn anfangen, die Kleinen zu unterrichten?“

„Wir haben noch keine Schüler aufgenommen, Katie. Das ist auch der Grund dafür, dass noch keine Lehrkräfte hier sind, abgesehen von Mrs

Cotgrave und mir.“ Berrie zeigte auf die Papierberge, die die Schreibtischplatte bedeckten. „All diese Unterlagen müssen gelesen und ausgefüllt werden, bevor wir Schüler in unserem Internat aufnehmen können.“

„Dann fange ich erst morgen an und nicht heute?“

„Ich fürchte, es wird noch länger dauern. Vielleicht sollten wir Kontakt mit Ihrer Schwester oder Ihrem Bruder aufnehmen, damit sie Sie in der Zwischenzeit erst noch einmal nach Hause holen.“

Katies Augen weiteten sich zu großen blauen Kreisen und sie sah Berrie länger an, als sie es zuvor getan hatte, bevor ihr Blick wieder über Berries Schulter hinwegglitt. „Aber ich bin hergekommen, um hier zu arbeiten. Ich kann nicht nach Hause. Meine Schwester hat einen neuen Verehrer, und sie will nicht, dass ich ihm lästig werde, so wie ich ihr lästig bin. Sie sagt, wenn ich hier lebe, werden alle glücklicher sein. Dann kann sie ihren Verehrer dazu bringen, sie zu küssen, und dann können sie heiraten wie Mama und Papa. Außerdem kann ich nicht nach Hause, weil ich nicht wieder hierherkommen kann, wenn mein Bruder vorher nach Hause kommt.“

„Wo ist Ihr Bruder denn?“

„In Dublin. Meine Schwester hat mich hierhergebracht, während er weg ist, damit Simon nicht Nein sagen kann. Er findet, nur Jungen und Männer sollten arbeiten, und wenn eine Frau arbeiten muss, sollte sie es zu Hause tun mit ihren Kindern.“

Berrie runzelte erneut die Stirn. Wenn Katies Bruder wirklich ein Mann war, der gegen die Engländer kämpfte und der glaubte, dass Frauen nur dazu gut waren, den Haushalt zu machen und Kinder zu bekommen, standen ihnen mit ziemlicher Sicherheit Probleme ins Haus. Denn dann würde er sich niemals damit einverstanden erklären, dass seine Schwester in einer Schule lebte, deren Gründung und Führung zur Lebensaufgabe einer Engländerin geworden war.

„Sagen Sie, Katie“, schaltete Mrs Cotgrave sich ein, „ich frage mich, ob Sie irgendetwas bei sich haben, woran wir erkennen können, wo Sie wohnen. Vielleicht in einer Tasche Ihres Mantels?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Dann sind Ihre Taschen also leer?“, fragte Berrie. Es wäre eine gute Idee von Katies Familie gewesen, ihr etwas mitzugeben, woraus ihre Identität hervorging – vorausgesetzt ihre Verwandten wollten, dass sie wieder nach Hause fand.

Katie steckte die Hände in die Taschen und zog das Futter heraus. Sie waren tatsächlich leer.

„Ich fürchte, wir stecken in einer Zwickmühle“, sagte Mrs Cotgrave. „Wenn Sie mit den anderen Schülern hier wohnen und arbeiten möchten, müssen wir Papiere wie diese ausfüllen.“ Sie deutete auf einen der Stapel auf dem Schreibtisch. „Wir brauchen die Unterschrift von zwei Menschen, die Ihnen erlauben, hier zu leben.“

Katie blickte zwischen den beiden Frauen hindurch, als stünde dort eine dritte Person, die sie ansehen könnte. „Was bedeutet das?“

„Dass wir mit Ihrer Schwester und Ihrem Bruder sprechen müssen“, sagte Berrie. „Können Sie uns sagen, wie wir sie erreichen können?“

Katie runzelte die breite Stirn. „Ich bin gekommen, um zu arbeiten. Hier.“

„Und vielleicht ist das ja auch möglich“, sagte Mrs Cotgrave sanft. „Aber bis die Schüler kommen, gibt es hier nicht viel zu tun, das verstehen Sie doch sicher? Wir können Sie wieder herbitten, wenn es so weit ist.“

Katie fixierte immer noch das imaginäre dritte Gesicht. „Haben Sie denn auch Papiere, wenn Sie beide hier arbeiten?“

Berrie blickte zu Mrs Cotgrave hinüber, die die Frage zu belustigen und gleichzeitig ein wenig zu beeindrucken schien.

Mrs Cotgrave nickte. „Wir haben auch Papiere, Katie. Miss Hamilton hat Papiere, die ihr die Erlaubnis geben, die Schule zu leiten, und ich habe welche, die meine Eignung und Erfahrung als Lehrerin bestätigen.“

„Und ich habe auch Papiere, die ich Ihnen gerade gegeben habe.“

„Ja, aber Ihre Papiere sind von niemandem unterschrieben, Katie“, sagte Berrie. „Sie müssen von den Behörden unterzeichnet sein.“

Katie ließ die Schultern hängen und ihre Augen verengten sich von eifrigen Kreisen zu unglücklichen Schlitzten.

„Wie können wir Ihnen helfen, nach Hause zu kommen, Katie?“, fragte Mrs Cotgrave.

„Ich kann nicht nach Hause. Meine Schwester will mich nicht dort haben, bis sie verheiratet ist.“

„Bestimmt wird sie nichts dagegen haben, dass Sie nach Hause zurückkehren“, sagte Mrs Cotgrave.

„Und vielleicht ist es ja möglich, dass Sie wieder zu uns kommen, wenn wir die nötigen Papiere dafür haben“, fügte Berrie hinzu.

Katie blickte wieder auf, die Augenbrauen hochgezogen. „Mit zwei Unterschriften, sagen Sie? Die von meiner Schwester und meine eigene? Ich kann meinen Namen schreiben: K-A-T-I-E.“

„Wir brauchen zwei Unterschriften“, bestätigte Mrs Cotgrave. „Aber keine davon darf Ihre eigene sein. Sie müssen von Menschen sein, die versprechen, Sie wieder bei sich aufzunehmen, wenn Ihre Zeit hier bei uns vorüber ist.“

„Vorüber? Aber ich dachte, ich kann für immer hier arbeiten und ganz nützlich sein, bis ich in den Himmel komme wie Mama und Papa.“

Mrs Cotgrave erhob sich. „Heute bleiben Sie erst einmal hier, Katie. Aber sobald wir Ihren Bruder und Ihre Schwester gefunden haben, müssen Sie nach Hause zurückkehren, zumindest bis wir die Unterschriften haben.“

Als Berrie aufstand, erhob sich Katie ebenfalls. Was hatte Katies Schwester sich nur dabei gedacht? Wie konnte sie sie einfach hier absetzen, ohne zu wissen, was aus ihr wurde?

Berrie öffnete die Tür und sah, dass Daisy davorstand, die Hand zum Klopfen erhoben. Vielleicht hatte sie Neuigkeiten.

„Ja, Daisy?“, fragte Berrie.

„Ich ... äh ... ja, Miss. Ich wollte fragen, ob ich ein Zimmer für das neue Mädchen fertig machen soll oder ob Sie meine Hilfe brauchen, was sie betrifft.“

„Sie können tatsächlich helfen. Ich möchte, dass Sie Duff losschicken, damit er Mr Truebody von diesem Mädchen erzählt. Sie heißt Katie MacFarland, und wir müssen herausfinden, wo sie wohnt, damit wir sie nach Hause schicken können.“

„Ja, Miss.“

„Und in der Zwischenzeit“, wandte Berrie sich an Katie, „essen wir etwas Schönes zu Abend, und dann sehen wir, wo Sie heute Abend schlafen, in Ordnung?“

Während Berrie ihrem Gast zur Küche vorausging, fragte sie sich, was geschehen würde, wenn Katies Bruder erfuhr, dass Katie bei ihnen war. Berrie hoffte inniglich, dass Katies Schwester die Verantwortung für ihr Handeln übernehmen würde. Ein Bruder, der Engländer hasste, war womöglich versucht, woanders die Schuld zu suchen – vielleicht sogar bei Berrie.

„Helen sagte mir, du habest eine Nachricht von meiner amerikanischen Verwandten erhalten?“, sagte Quentin, als er den Kopf durch Rebeccas Bürotür streckte. „Sie kommt schon bald nach England?“

„Ja, das stimmt“, erwiderte Rebecca. „Eigentlich reist sie nach Irland, aber sie hofft, bei dieser Gelegenheit auch hierherkommen zu können. Ich möchte dir die Nachricht gerne zeigen. Deine Verwandte spielt darin auf eine Art Geheimnis an – irgendetwas, das sie nur dir anvertrauen will.“

Quentin lachte leise, worüber Rebecca sich sehr freute. Seit er Vater und Bruder verloren hatte, lachte er viel zu selten.

„Sie wissen offensichtlich nicht, dass du mehr bist als nur eine Angestellte“, sagte er und setzte sich. „Um was für eine Art von Geheimnis handelt es sich denn?“

Obwohl Rebecca ohne Mühe hätte beweisen können, dass sie keinesfalls mehr war als eine Angestellte, wenn man bedachte, wie selten sie in den vergangenen drei Jahren miteinander gesprochen hatten, beschloss sie, die Bemerkung besser zu ignorieren.

„Ich habe die E-Mail für dich ausgedruckt“, sagte sie stattdessen und reichte ihm das Blatt Papier. „Du wirst feststellen, dass deine Verwandte darin auf etwas Bezug nimmt, das vor mehreren Generationen begonnen hat. Ich habe keine Ahnung, was sie meint.“

Quentin überflog die Seite zunächst und las die E-Mail dann laut vor:



Liebe Miss Seabrooke,
ich heiße Dana Martin Walker, und es freut mich sehr, dass das Ahnenforschungsinstitut mir Ihre E-Mail-Adresse gegeben hat. Meine Schwester Talie und ich haben das Institut kürzlich aus verschiedenen Gründen angeschrieben, die unsere englischen Verwandten betreffen.

Erstens werde ich eine Zeit lang in Irland sein, weil mein Mann dort drei Monate als beratender Architekt im Bezirk

Kilkenny tätig sein wird. Ich hoffe, England von dort aus einen Besuch abstatten zu können.

Zweitens hoffe ich mehr über die verschiedenen Zweige meiner Familie zu erfahren. Ich stamme von Kipp Hamilton ab, dem jüngsten Sohn von Peter und Cosima Hamilton. Als Kipp nach Amerika kam, brachte er Cosimas Tagebuch mit, das in unserem Zweig der Familie weitergegeben wurde. Meine Schwester und ich haben es abgeschrieben und als Computerdatei erfasst, damit wir es unseren Verwandten hier zeigen konnten. Wir schicken den Hollinworths gerne diese Datei, falls sie mit der Geschichte von Cosima und Peter noch nicht vertraut sein sollten.

„Das würde ich gerne sehen“, bemerkte Quentin, „und du bestimmt auch. Wir könnten vielleicht das Gleiche mit den Briefen machen, die Cosima von Berrie erhalten hat, und sie ihnen schicken.“

Rebecca nickte. „Wenn du willst, schreibe ich sie ab“, bot sie an. „Das würde ich gern machen.“

Quentin nickte ebenfalls, wandte sich wieder dem Ausdruck der E-Mail zu und las:

Man kann aus Cosimas Tagebuch eine Menge lernen – über Dinge, die in unserer Familie selbst heute noch ein Nachspiel haben, und das ist vielleicht auch für meine englischen Verwandten interessant.

Quentin blickte von dem Blatt Papier auf. „Was könnte denn noch so lange Auswirkungen haben?“

Rebecca zuckte mit den Schultern. „Ich habe keine Ahnung. Auf mich wirkt es so, als wolle sie das lieber jemandem erzählen, der direkt mit ihr verwandt ist, als es mir anzuvertrauen.“

Er las die Nachricht zu Ende.

Bitte lassen Sie mich wissen, ob ich die Datei von Cosimas Tagebuch schicken soll, damit meine englischen Verwandten es lesen können. In der Zwischenzeit werde ich Sie

auf dem Laufenden halten, was meine Reisepläne nach England betrifft.

Ach, übrigens ist mir Ihr Name aufgefallen. Es gab früher einmal einen treuen Kammerdiener namens Claude Seabrooke, der in Cosimas Tagebuch kurz erwähnt wird und der im Dienste der Familie Hamilton stand. Ist das nicht ein sonderbarer Zufall?

Mit freundlichen Grüßen

Dana Martin Walker,

Cosima Escott Hamiltons Urururenkelin

Quentin grinste. „Zufall ist gut. Jetzt müssen wir das Tagebuch wirklich lesen, schließlich kommen unser beider Vorfahren darin vor.“

„Ich glaube auch, dass wir aus der Geschichte alles Mögliche lernen können. Aber das Wort, das sie gebraucht hat – *Nachspiel* ...“ Rebecca hob fragend die Hände. „Wie kann ein hundertfünfzig Jahre altes Tagebuch heute noch ein Nachspiel haben?“

„Das ist mir auch unbegreiflich.“ Quentin legte das Blatt Papier auf den Schreibtisch und tippte sich an die Stirn. „Vielleicht ist meine amerikanische Verwandtschaft verrückt.“

Auch wenn das theoretisch möglich war, bezweifelte Rebecca es. Trotzdem durfte sie kein Risiko eingehen: Sie musste jede unerwünschte Auswirkung voraussehen – und möglicherweise verhindern – wenn sie Kontakt mit jemandem aufnahm, der entfernt mit der Familie verwandt war. Die ursprüngliche Nachricht war schließlich an *sie* gerichtet gewesen. Und wenn als Folge davon irgendetwas Unangenehmes geschah, würde Lady Elise es mit Sicherheit erfahren.

Aber noch wichtiger war Rebecca, dass Quentins Leben nicht von irgendwelchen unvorhergesehenen Umständen durcheinandergebracht wurde, weil sie nicht richtig aufgepasst hatte.

„Ich werde diese Mail persönlich beantworten und dir meine Antwort in Kopie mailen“, sagte Quentin. „Es wäre schön, wenn die Briefe erfasst wären, bevor diese Dana herkommt. Falls sie herkommt. Brauchst du Hilfe dabei? Wir können jemand anders damit beauftragen, wenn du zu viel Arbeit hast.“

Rebecca schüttelte den Kopf. Sie war viel zu gespannt darauf, die

Briefe zu lesen. „Nein, morgen kommt die Mitarbeiterin, die verantwortlich für die Führungen ist, aus ihrer Familienauszeit zurück, von daher habe ich ab sofort wieder mehr Zeit. Du willst die Briefe doch wahrscheinlich auch lesen, oder? Willst du sie jetzt mitnehmen oder liest du sie lieber, wenn ich sie abgetippt habe?“

„Ich glaube, ich warte, bis du sie abgeschrieben hast. Die Handschrift ist zwar recht gut zu lesen, aber es ist wahrscheinlich das Beste, wenn das alte Papier möglichst wenig angefasst wird, meinst du nicht auch? Ich vermute, dass du sie anschließend wieder im Tresorraum einschließen willst?“

Sie nickte. „Ich drucke jeden der Briefe aus, sobald ich damit fertig bin. Mit dem ersten habe ich schon angefangen.“

„Mach doch bitte auch einen Ausdruck für meine Mutter. Sie war immer stolz darauf, dass sie in die Hamilton-Linie eingehiratet hat. Bestimmt interessiert sie sich dafür.“

„Natürlich“, sagte Rebecca, obwohl es sie überraschte, das zu hören. Sie war immer der Überzeugung gewesen, dass Lady Elise ihre Stellung als Schwester des Grafen von Eastwater für deutlich prestigeträchtiger hielt. Schließlich hatten die Hamiltons gemeinsam mit ihrem Namen auch den Titel aufgegeben, als sie in die Familie Hollinworth eingehiratet hatten. „Soll ich ihr die Briefe mailen oder gibst du sie ihr?“

„Sie kommt am Donnerstag zum Essen. Dann können wir ihr erzählen, was wir vorhaben.“

Wir? Rebecca hätte am liebsten gefragt, welche Rolle sie bei dem Gespräch mit seiner Mutter spielen sollte, aber sie war sich nicht sicher, wie sie die Frage formulieren sollte, ohne vollkommen überrascht oder, schlimmer noch, entsetzt zu klingen. In all den Jahren, die sie die Hollinworths jetzt schon kannte, hatte sie nie den Eindruck gehabt, dass Lady Elise sich auch nur das Mindeste für sie interessierte.

„Heute ist Dienstag. Ich glaube nicht, dass ich bis Donnerstag alle Briefe abgeschrieben habe.“

„Wir erzählen Mutter einfach davon. Ist du mit uns zu Abend? Acht Uhr?“

Verwirrung, Freude und Angst trafen aufeinander, als sie sich vorzustellen versuchte, wie es wohl wäre, einen Abend mit Quentin zu verbringen ... *und* mit seiner Mutter. Rebecca war lediglich eine Angestellte und die Enkelin eines Kammerdieners. Sie sollte am selben

Tisch sitzen wie Lady Elise, einer geborenen Endicott und Schwester eines Grafen? Nach allem, was Rebecca über Elises Sozialleben wusste, speiste sie nur selten im trauten Kreise der Familie. Seit ihr Mann und ihr ältester Sohn gestorben waren, umgab sie sich beinahe ständig mit einem Tross anderer Mitglieder der High Society, die ihre Interessen teilten – und ihr Desinteresse für alles ‚Gewöhnliche‘. Was hatte Quentin bloß zu der erstaunlichen Tat veranlasst, Rebecca zu einem Essen mit seiner Mutter einzuladen?

Offensichtlich hatte sie zu lang gezögert oder vielleicht waren ihr auch ihre Bedenken anzusehen, denn Quentin sah sie prüfend an. „Rebecca? Möchtest du lieber nicht mit mir und meiner Mutter essen?“

„Nein, nein. Es liegt nicht daran, dass ich nicht möchte. Ich bin nur ein wenig überrascht. Ich habe mit deiner Familie zu tun, seit ich denken kann, Quentin. Nur nicht gesellschaftlich.“

„Hmm ... merkwürdig, aber wahr.“ Er zwinkerte ihr zu. „Ich verspreche, mich gut zu benehmen, und meine Mutter werde ich bitten, das ebenfalls zu tun. Vielleicht sind meine gesellschaftlichen Kreise einen Abend lang gut genug für dich?“

Sie bemühte sich um ein Lachen, doch das Geräusch, das aus ihrem Mund kam, hörte sich selbst in ihren Ohren hohl und genauso gezwungen an, wie es war. „Ich würde sagen, es ist eher andersherum, oder?“

Quentin, der wie immer in den letzten Tagen auf dem Stuhl vor ihrem Schreibtisch Platz genommen hatte, beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die glänzende Mahagoniplatte. „Rebecca.“ Er sprach ihren Namen sehr behutsam aus und sagte danach so lange nichts, dass sie sich fragte, ob das alles war, was er hatte sagen wollen. Als sie klein gewesen war, hatten ihre Eltern oder Lehrer oft nur ihren Namen gesagt und es war eindeutig gewesen, ob sie damit Lob oder Tadel ausdrücken wollten. Aber jetzt hatte sie keine Ahnung, was Quentin meinte.

Möglicherweise hatte er ursprünglich vorgehabt, ihrem Namen eine Aussage folgen zu lassen, doch offensichtlich hatte er es sich in der Zwischenzeit anders überlegt. Er lehnte sich zurück, blickte zum Fenster hinüber und sah dann wieder sie an. „Ich möchte meiner Mutter nicht nur von den Briefen erzählen, sondern auch von dem Featherby-Preis, und du solltest dabei sein. Das Mindeste, was du dir verdient hast, ist ihre Dankbarkeit. Und vielleicht“, fügte er grinsend hinzu, „stellst du

ja sogar fest, dass ich gar nicht so langweilig bin, wenn wir erst einmal ein bisschen Zeit miteinander verbringen.“

Langweilig? Einen Augenblick lang war sie wieder ein Kind, das sich wünschte, Quintins Gesellschaft für immer genießen zu können. Daran war nichts langweilig. Hastig ermahnte sie sich, diese alberne Reaktion dorthin zu verbannen, wo sie hingehörte: in die hinterste Ecke ihres Gedächtnisses, in den Karton mit der Aufschrift ‚Jugendschwärmererei‘.

Trotzdem konnte sie vor sich selbst nicht verleugnen, dass sie sich darauf freute, mit ihm zu Abend zu essen, auch wenn seine Mutter mit von der Partie war. „Gern, Quentin. Ich werde da sein.“

Rebecca erschien es, als verlief er ihr Büro auf ihre Zusage hin beinahe abrupt. Nachdenklich starrte sie auf die Tür, die sich hinter ihm schloss. Donnerstag.

Es wäre wohl das Beste, wenn sie direkt mit der Abschrift der Briefe begönne. Schließlich wollte sie im Gespräch mit Lady Elise so kompetent wie möglich wirken.